

Was bedeutet es, ein Tier zu sein?

Ein Essay wider der Anmaßung

Das Ferngleis, durch das ich blicke lässt sich von links nach rechts und von oben nach unten bewegen. Vier vorgegebene Richtungen also. Ansonsten ist es fest im Boden verankert und gibt mir so vor, wohin der Blick aus einer starren Position gerichtet werden soll.

Er geht über ein Areal von ungefähr vier Kilometern Breite von reichhaltiger und unberührter Natur. Wälder, Wiesen, Tümpel und natürliche Felder dominieren das Bild soweit das Auge reicht. Oder eben nicht soweit das Auge reicht, da es sich lediglich um ein begrenztes Areal handelt von ca. vier Kilometern Breite und fast 248 Kilometern Länge handelt. Begrenzt ist die Zone an beiden Enden des vier Kilometer breiten Naturstreifens durch eine undurchdringbare Wand aus Maschendrahtzaun, Stacheldraht und Wachtürmen. Kein Mensch ohne Berechtigung kommt aus oder in diese Zone. In weiter Ferne beobachte ich die Bewegung von Menschen, die einzeln mit Fahrrädern auf staubigen Straßen unterwegs sind oder die der Grenzregion anliegenden Felder bestellen.

Mir kommen Zweifel daran, hier durch das Fernglas zu glotzen und die Menschen wie Tiere in einem Zoo zu beobachten. Ich habe einmal ein Interview gesehen, in dem ein ehemaliger Bürger der DDR genau dieses Phänomen beschrieben hat. Nur eben aus der Perspektive des Beobachteten. Die Worte „Tier“ und „Zoo“ fielen in dem Zusammenhang auch. Meine Zweifel überwiegen schlussendlich der Neugierde. Soweit nur dies möglich ist lasse ich meinen Blick durch das Fernglas stattdessen über die unberührte Natur der demilitarisierten Zone (DMZ) zwischen Nord- und Südkorea schweifen.

Der Reisegruppe mit der ich unterwegs bin wurde erzählt, dass überall als Überbleibsel vom Krieg noch tausende Landminen vergraben sind und eine Überquerung der DMZ einem Selbstmord gleichkäme. Nicht alleine aufgrund der Minen, sondern auch wegen des indirekten Schießbefehls.

Etwas auf halbem Weg zwischen den Grenzzäunen erspähe ich ein Reh, das zwischen den Bäumen eines Hains auf ein offenes Feld tritt. In unmittelbarer Nähe steigt ein aufgeschreckter Vogel auf, der bisher im Schutz der Büsche auf dem Boden gesessen haben muss. Sonst passiert nichts. Kein Aufheulen von Sirenen, keine Soldaten, die plötzlich anrücken und auch keine Explosion einer Landmine. Es passiert absolut nichts, außer, dass das Reh seinen Kopf senkt und genüsslich frisches Gras frisst und der Vogel davonfliegt. Hinweg über die Felder, über den Hain in Richtung der nordkoreanischen Grenze. Kurz halt ich die Luft an, als der Vogel unbeirrt über den nordkoreanischen Grenzzaun hinwegfliegt. Wieder passiert nichts. Keine Sirenen, keine Schüsse. Absolut nichts. Stattdessen landet der Vogel unweit der nordkoreanischen Bauern auf dem recht trocken wirkenden Feld. Später wird meine Reisegruppe über eine 3D-Miniaturkarte der DMZ geführt. Dabei preist unser Reiseführer die reichhaltige Flora und Fauna an und erzählt begeistert von den Schwärmen von Zugvögeln, die einmal im Jahr auf ihrem Weg in den warmen Süden zu tausenden in der DMZ Rast machen. Ich komme nicht ohne den Gedanken aus, dass sie dabei grenzenlos frei sind und dabei die bestehenden Grenzen missachten, denn für sie existieren diese nicht. Sie messen den sogenannten Grenzen keine Bedeutung zu

und stellen sich über sie. Die aus menschlicher Sicht naheliegendste Bedeutung für dieses Phänomen kann man wohl als eine Interpretation der Freiheit zusammenfassen. Eine Freiheit, die keiner Bedeutung, keiner Moral oder gesellschaftlich-historischen Gegebenheit folgt. Einzig und allein einem naturgegebenen Überlebenstrieb auf der Suche nach Nahrung und einem warmen und sicheren Platz zum Schutz vor natürlichen Feinden und der Erhaltung der eigenen Art, gepaart mit dem Sein des puren Existenzialismus.

Der Kritiker hebt nun den Zeigefinger und fragt: „Ja, aber was ist mit Raubtieren? Wölfe oder Löwen und selbst Ameisen legen für sich und ihresgleichen doch auch feste Territorien und Grenzen fest!“ und auf den ersten Blick kann man dem sicherlich zustimmen. Es gibt aber signifikante Unterschiede der Territorienbildung zum Menschen, die man nicht außer Acht lassen sollte. Die Tiere markieren ihre Territorien aus Gründen der Nahrungssuche und Erhaltung ihrer Art. Sind die Bedingungen dafür nicht mehr gegeben, zieht man, unbeachtet irgendwelcher Grenzen für die Suche weiter. Dabei spielen Moral und Kultur eine untergeordnete bis keine Rolle. Was diesen Raubtieren klar zum Vorteil erwächst. Dies ist unter menschlich-wissenschaftlicher Definition wahrscheinlich unter dem Begriff „Instinkt“ zu verordnen. Dieser „Instinkt“ ist es auch, der Tiere wie durch eine innere Uhr davon abhält, ein Gebiet in dem es Nahrung findet vollständig brach zurückzulassen. Interessanterweise verhält es sich nämlich so, dass ein Habitat bis zum notwendigen Maximum ausgeschöpft wird, niemals aber unbrauchbar gemacht und hinterlassen wird. Selbst Heuschrecken, die dafür bekannt sind in massiven Schwärmen ganze Landstriche in kürzester Zeit leerzufressen, lassen immer einige Samen zurück, aus denen wieder etwas wachsen kann. Sie zerstören also niemals das Ökosystem, auf das sie angewiesen sind. Sie scheinen auf irgendeine Art und Weise zu wissen, dass eine völlige Ausbeutung der lebensnotwendigen Rohstoffe andernfalls das langfristig gesehene Aussterben ihrer Art zur Folge hätte. Das widerspricht in vielen Belangen dem darwinistischen „survival of the fittest“, wenn damit der „Rücksichtslosester“ oder der „Stärkste“ gemeint ist. Eher gleicht all dies einem gesunden und natürlichen Miteinander. Ein Überleben also des „survival of the fittest“ im Sinne des „Überleben des Angepasstesten“¹, der Spezies, die am effektivsten den Kreislauf der Natur und des Lebens annimmt und umsetzt. Als eine ständige und vor allem notwendige Symbiose. Frei interpretiert entspricht dies größtenteils auch der Kritik und Erkenntnis von Peter Kropotkin² und seinem Prinzip der „gegenseitigen Hilfe“³. Weitergedacht findet diese „gegenseitige Hilfe“ ohne festgeschriebene Regeln statt. Keine Charta oder Gesetzbuch, in dem der Wolf oder der Vogel erst nachschlagen müssen, bevor man dem „Wolf-Sein“ oder „Vogel-Sein“ nachgeht. Im Grunde genommen handeln diese Arten, und so viele weitere, völlig frei. Losgelöst von jeglichen Normen und Regeln und durch die Geburt nur dem Gesetz des wiederkehrenden Kreislauf und der Natur unterworfen und verpflichtet. Es ist sogar allgemein zu bezweifeln, ob viele Tierarten über-

¹ Erstmals durch Herbert Spence (englischer Philosoph und Soziologe) 1864 in seinem Buch „Principle of Biology“[Principle of Biology] genutzt. Später durch Charles Darwin in „Überleben des Stärkeren“ umformuliert

² Peter Kropotkin *27.November / 9. Dezember 1842 in Moskau; † 8. Februar 1921 in Dmitrow) war ein russischer Anarchist, Geograph und Schriftsteller

³ Peter Kropotkin: *Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt (englischer Originaltitel Mutual Aid: A Factor of Evolution)*

haupt die Fähigkeit zur Selbsterkenntnis und zum Selbstreflexion besitzen. Was definitiv nicht ausschließt, dass Intelligenz vorhanden ist. Man sollte niemals dem Fatalismus unterliegen, Intelligenz mit Erkenntnis und Reflexion gleichzusetzen. (Der Mensch ist in dieser Frage das ideale Beispiel und unterstreicht den Leitspruch „Ausnahmen bestätigen die Regel“.) Ob es nun im klassischen Sinne eine Bedeutung hinter alledem gibt, ist wohl eine Frage, die einem Fass ohne Boden gleicht. Zu beurteilen, was all dies nun für ein Tier an sich bedeutet ist mir Verlaub als Überheblich zu bemessen. Der Mensch kann sich nicht einmal selbst ein definitives Urteil über seine eigene Bedeutung bilden. Wie könnte er dann nur über eine andere Spezies urteilen?

Die Beobachtung und der folgende subjektive Vergleich dagegen ist durchaus erlaubt. Die Beobachtung und der Vergleich sind nämlich im Kern zuerst einmal mit keiner Wertung verbunden.

Man kann an dieser Stelle also durchaus konstatieren, in welcher Hinsicht „das“ Tier dem Menschen in einigen Schritten, mit Hinblick auf die Symbiose des Naturkreislaufs voraus ist. Die Art und Weise wie Tiere leben bringt eine tiefgründige (wenn auch ungewollte/ unbewusste?) Lehre der inneren und äußeren Freiheit mit sich.

Anders als der Mensch tritt das Tier im Laufe seines Lebens nur geringfügig oder gar nicht erst, wenn nur durch Menschenhand, in einen Status der einen Versklavung⁴ ein. Mit der Versklavung ist die Frage nach dem „wer bin ich?“ gemeint. Unter menschlicher Hand wird diese Frage dann mit dem Zweck für den Menschen selbst beantwortet. Ob nun als Haustier, Nutztier oder „Vieh“, eine Bedeutung wird hier im Sinne des Nutztragenden und durch das „Außen“ (hier der Mensch) bestimmt. Das entspricht einer Einordnung der Tiere in Kategorien und Klassifizierungen, wie sie fast ausschließlich durch die Spezies Mensch aktiv betrieben werden. Das „wer bin ich?“ setzt zuerst aber ein „ich bin“ voraus. Damit ist kein „ich bin“ auf der reinen Grundlage des Existenzbeweises gemeint, sondern vielmehr eine aktive Aussprache dessen (was nicht zwangsläufig notwendig ist, um Existenz zu beweisen).

Bisher ist es in der Geschichte der Wissenschaft noch nicht vorgekommen, dass ein Tier von sich aus anfang mit Menschen zu philosophieren und einen aktiven Austausch über Gedanken und Fragen der eigenen Existenz stellte. Wenn, dann nur durch menschliche Experimente, die versuchten Beweise und Gegenbeweise dafür zu liefern, dass auch Tiere diese Fähigkeit besitzen. Bedeutung in dem Sinne der Kommunikation allgemein wäre wieder ein völlig anderes Paar Schuhe. Bleiben wir also vorerst beim Beispiel der Grenzen des Bekannten, des Beobachtbaren und den Grenzen, die durch Gemeinschaft und deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede hervorgerufen werden, denn Bedeutung an sich ist mit Sicherheit eines der größten Mysterien und Fragen seit Menschengedenken. Eine vorgeschriebene Bedeutung des Tieres durch den Menschen wäre also nichts weiter als reine Überheblichkeit und Arroganz. Selbst eine Kategorisierung, wie eben vorgenommen, stellt nur einen Versuch dar, durch Vergleiche zum Ansatz einer, wenn auch nicht der Antwort zu gelangen. Eine kritische Auseinandersetzung sei aber gestattet. Losgelöst davon darf man

⁴ In diesem Sinne wird für „Versklavung“ die linguistische Herleitung aus dem altnordischen *þræll* „Sklave, Abhängiger“, von urgermanisch **þragilaz* „Läufer, Diener, Knecht“, von ur-indoeuropäisch **preh-* „ziehen, schleppen, rennen“ genutzt

dennoch Beobachtungen und Schlüsse auf Grundlage der Fähigkeit der Reflexion wagen.

Dieses Wagnis lässt einen dann auch zur Schlussfolgerung kommen, die grundlegenden Unterschiede aufweisen. Unterschiede, die eben zu jenen Schlussfolgerungen Peter Kropotkins führen können. Was können wir als Spezies Mensch also vom Tier lernen? Wo besteht für uns, und in Folge dessen auch für das Tier, der konstruktive Ansatz in der gegenseitigen Hilfe? Eben dafür lohnt es sich auf die Aspekte von natürlichen und unnatürlichen Grenzen zu schauen und daraus einen Ansatz für die Idee der Freiheit zu definieren, die auf natürlichem und symbiotischem Verhalten von Tieren und ihrer Umwelt basiert.

Man kann behaupten, dass Tiere, wenn es um persönliche Grenzen und Freiheit geht, ohne es direkt zu „wollen“ und zu „wissen“, in vielen Belangen um ein vielfaches ehrlicher mit sich und ihrer Umwelt sind als zum Beispiel der Mensch. Die einzige Bedingung für die tierische Art der Freiheit sind und bleiben wohl natürliche Gegebenheiten und der Kreislauf des Lebens. Still ergeben sie sich der Unabdinglichkeit des früher oder später imminently eintreffenden eigenen Todes und leben bis dahin ein Leben, das auf dem Erhalt des eigenen Lebens und dem Erhalt der eigenen Spezies basiert. Die Wahl zu treffen sich dieser Erkenntnis zu verweigern, würde zu nicht mehr und nicht weniger als dem eher früher als später eintreffenden eigenen Tod führen. Tiere sind somit der Inbegriff der Schönheit des Lebens, ohne sich dabei ständig zu hinterfragen und mit einer ständigen innerlichen und äußerlichen Angst vor dem Ende rumzuschlagen. Es besteht dahingehend als ein viel höherer Grad an Freiheit als durch eine energieraubende Suche nach etwas, von dem man nicht weiß, was es ist und wonach man deshalb suchen soll.

Zynisch kann man behaupten, dass Tiere eine pure Form des Existenzialismus, gepaart mit einer gehörigen Portion Nihilismus ausleben. Eine Neuauslegung der Aussage von Simone de Beauvoir⁵ scheint daher treffend: „Man wird nicht als [Tier] geboren, man wird es.“⁶ Tiere lehren uns, unvoreingenommen das Leben anzunehmen und jeden Tag neu zu „überleben“. Dabei auch festzustellen, welchen privilegierten Status wir besitzen. Tiere lehren uns, dass Einfachheit und Simplifizierung des Nötigen und Notwendigen Grenzen überwinden können und Freiheit des Tun und Handelns kreieren. Natürlich immer unter dem Gesichtspunkt des langfristigen Gleichgewichts des Lebens. Tiere lehren uns die Notwendigkeit vom Prinzip des Gebens und Nehmens als gegenseitige Hilfe und dass eine augenscheinliche Primitivität eher einer weitreichenden Harmonie des Ökosystems Erde entspricht. Dabei nehmen Tiere eine nicht insignifikante Sonderstellung ein, denn ihr Verhalten lässt sich viel direkter beobachten als das von beispielsweise Pflanzen. Tieren zeigen, ähnlich dem Menschen, Empfindungen und Gefühle, gar Mitleid. Und doch, ungleich dem Menschen, akzeptieren sie ihre Stellung im Kreislauf. In vielen Belangen nimmt sich der Mensch das Tier auch bereits zum Vorbild. Zum Beispiel im Hinblick auf Technologien, ohne dabei aber den wichtigen Part zu achten: den Kreislauf. Tiere handeln aufgrund der ihrer Umgebung angepassten, spezifischen Eigenschaften frei und unvoreingenommen. Ihren Instinkt kann man definitiv nicht als Voreingenommenheit postu-

⁵ Simone Lucie Ernestine Marie Bertrand de Beauvoir [si' mɔ̃ də bo'vwɔʁ] (* 9. Januar 1908 in Paris; † 14. April 1986 ebenda) war eine französische Schriftstellerin, Philosophin und Feministin

⁶ Angelehnt an die Aussage aus „Das andere Geschlecht“ (Originaltitel *Le Deuxième Sexe*): „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ (Das andere Geschlecht, S. 334)

lieren. Er entspricht einem natürlichen Trieb und keiner Handlung, die auf Erfahrungen beruht. Er entspricht dem ständigen Miteinander und versucht sich nicht in besonderem Maße hervorzuheben.

Dem Tier, wenn es so etwas überhaupt gibt, eine besondere oder spezifische Bedeutung zuzuschreiben ist ein unwahrscheinliches bis unmögliches Unterfangen. Vielmehr sollte die Frage nach der Stellung in dem ihnen eigenen Ökosystem Berücksichtigung finden, um daraus vor allem Schlüsse für die Spezies zu ziehen, die die Begrifflichkeit überhaupt hervorgebracht hat: dem Menschen.

Die sogenannte „Bedeutung“ ein Tier zu sein ist also viel mehr eine Lehre für alle, die sich das Leben als Spezies des Planeten Erde teilen und daran teilnehmen und teilhaben. Im Endeffekt wäre es dennoch vermessen eine definierte und definitive Aussage über die „Bedeutung des Tier-Seins“ zu treffen, weil es einer rein menschlichen Kategorisierung entspricht.